

Die Chance war null

Von Rolf Magener

Verlag Ullstein 1954

Auszug aus dem Buch zu „Dehra Dun“

- Flucht Seite 14
- Tibet Seite 14
- Burma Seite 18

Im Norden Hindostans, am Fuße des höchsten Gebirges der Welt, unweit des Bergfürstentums Nepal, liegt Dehra Dun. Gegen den Hintergrund einer sich lang hinziehenden, fein konturierten Vorgebirgskette erstreckt sich die Stadt. Einem steinernen Vorhang gleich verdeckt das Vorgebirge die Eisgipfel des Himalaja.

An der Schwelle des Schweigens noch einmal der ganze geräuschvolle indische Lebensaufbruch: wimmelnde, überquellende Menschheit, Basar und Geschrei, Geschiebe in den Gassen, Hindus und Moslems, scharfer Geruch orientalischer Gewürze, heiliger Kuhdung und Lingams.

Hier, am Rande der belebten Welt, hat Seine Britische Majestät am Dschungelsaum eine kleine, stacheldrahtumspinnene Lagerstadt für Zivilgefangene des zweiten Weltkrieges anlegen lassen. The City of Despair - Stadt der Verzweiflung: eine lieblose Zwangsherberge. Hinter tropischer Sonne, zwischen Teegärten und Busch, wurden auf altes Ackergelände Zeile an Zeile flacher, rohrgedeckter Baracken gesetzt. Die Strohdächer reichen bis tief an den Boden herab und legen ein Höhlenhalbdunkel um die Gebäude. Nur vereinzelt ragen Bäume empor; Aasvögel, nach Abfällen ausspähend, sitzen in den Ästen. Sonst sieht man Stauden, Schrebergärtchen, Ausläufe, lange Reihen von Latrinen. Weder Frauen noch Kinder gibt es hier, aber sonst ist die Bevölkerung bunt zusammengesetzt: Neben Deutschen leben Italiener, Bulgaren, Ungarn, Rumänen, Finnen - gemeinsam verlieren sie hier ihre Zeit. Die Deutschen, aus allen Ländern zwischen dem Irak und Hongkong, sind bei weitem in der Überzahl.

Im Massenkäfig herrscht das Massenlos: Massenpferchung, Massenverpflegung, Massenlangeweile. Wiewohl Ereignislosigkeit und brütender Stumpfsinn Lagermerkmale sind, bringt doch auch das Dumpfe zuweilen etwas Erregendes hervor. Dann gart es, braut sich zusammen und entlädt sich jäh.

Ich hatte nach der ersten Begegnung mit ihm den bestimmten Eindruck, dass er für eine Flucht der richtige Partner wäre. Wir standen uns - und es war das erste Mal, dass er in mein Blickfeld trat - als Gegner in einem Wettspiel auf dem Lagersportplatz gegenüber und waren dann gemeinsam zu meiner Baracke gegangen, uns dort etwas auszuruhen, denn es war ein monsunschwüler Nachmittag gewesen, an dem man sich besser nicht bewegt hätte. Er setzte sich, heiß und tiefend, neben mich auf einen Hocker aus Kistenholz unter den selbstangepflanzten Papayabäumen, denen die Früchte unmittelbar aus dem Stamm, wie strotzende Brüste, wachsen. Sein Atem ging kurz, aber er lachte. Ein verwegenes, unbekümmertes Lachen, ein wenig mit Verachtung untermischt, wie es für ihn, Heins von Have, so bezeichnend war. Ich schätzte ihn etwas älter als mich ein; er war es, wenn auch nur um wenige Jahre, die Anfang Dreißig keinen großen Unterschied bedeuten. Etwas Klares, Festes, Scharfumm-rissenes, zu dem das harte Blau seiner Augen passte, war spürbar an ihm. Wir hatten jeder ein großes, dickwandiges Glas mit Tamarindensaft vor uns und tranken in tiefen Zügen.

Have war in Batavia, wo er zuletzt gelebt hatte und als Kaufmann tätig gewesen war, von den Holländern interniert und vor der Landung der Japaner auf Java mit den anderen Deutschen aus Indonesien nach Britisch-Indien gebracht worden. Er stieß daher erst später zu uns, die wir bereits seit dem 3. September 1939 unsere Freiheit verloren hatten. Der Ruf eines tollkühnen Ausbrechers ging ihm voraus, der es sich zum besonderen Vergnügen machte, die Inder zu düpiieren und die Engländer zu bluffen. Man hatte ihn zunächst mit den anderen aus Niederländisch-Indien in einem Camp nicht weit von Kalkutta untergebracht, und als von dort eine Überführung der Gefangenen in ein Zwischenlager im Westen des Landes erfolgte, unternahm er seinen ersten Fluchtversuch, zusammen mit

einem anderen Hamburger, Hans Peter Hülsen, und zwar durch Abspringen aus dem fahrenden Zuge. Das Unternehmen, nach einem zunächst sehr verheißungsvollen Verlauf, scheiterte, ebenso wie der zweite, kurz darauf unternommene Versuch, mit dem gleichen Gefährten, der dabei das Leben verlor.

Have berichtete in kurzen, bestimmten, doch nonchalant hingeworfenen Sätzen, ohne Beschönigungen, nur die Tatsachen schildernd, die allerdings ungewöhnlich genug waren. Während des Sprechens bemmaß er die Luft etwas kurz, gerade für die Satzlänge ausreichend, wodurch seine Stimme einen leisen, wie gefährlich klingenden Tonfall annehmen konnte.

„Übler Ausgang, das letzte Mal, geht mir scharf an die Nieren“, beschloß er seinen rasch erstatteten Bericht.

„Haben Sie nicht durch den Tod des anderen eine Weile genug?“

„Im Gegenteil“, antwortete er, „jetzt habe ich noch weniger Ruhe als früher.“

„Denken Sie schon wieder an -?“ Ich machte eine Bewegung mit dem Kopf in Richtung des Stacheldrahts.

„Daran denke ich eigentlich immer, vom ersten Tage der Internierung an. Und jetzt nach dem Verlust von Hülsen treibt es mich noch stärker fort als früher. Ich muss jetzt 'raus, ich muss einfach!“

Er wischte sich mit der Innenseite des Oberarms über das feuchte Gesicht und die sandgelben, von der Anstrengung des Spiels noch nassen Haare, trank einen guten Zug und lachte.

„An sich sollte man zwischendurch immer 'n büsschen rraus an die frische Luft, die Engländer ärgern. Hier drinnen ist's zu muffig, noch?“ sagte er auf platt.

„Natürlich sollte man, aber nicht für 'n büsschen, sondern möglichst für dauernd. Das Fatale ist nur, dass man wieder eingefangen wird und dort endet, wo man begonnen hat.“

„Richtig, aber 'mal wird es gelingen, und diesmal steht es fest, ganz felsenfest, dass ich beim nächsten Versuch durchkomme. Brief und Siegel gebe ich Ihnen darauf!“

Das wurde mit einer an das Unerschämte grenzenden Zuversicht gesagt und von ei-

ner charakteristischen Bewegung des rechten Armes begleitet, der mit geschlossener Hand ruckartig an die Seite geführt wurde, als würde der Degen in die Scheide gestoßen.

„Ihr Wort in Gottes Ohr -“

„Glauben Sie mir, es lässt sich schaffen. Ich habe draußen gesehen, wie weit man kommen kann, vor allem, wenn man einigermaßen Englisch spricht. Sehen Sie mal...“ und nun entwickelte er rasch seine Gedanken, die sich unter geschickter Berufung auf die gemachten Erfahrungen zu einem faszinierenden Plane fügten. Freilich enthielt er noch Lücken und Unwahrscheinlichkeiten genug, auf die ich, als ein von Haus aus eher pessimistischer Beurteiler von Chancen, ihn nachdrücklich hinwies. Als ich ihn beispielsweise auf das doch sehr naheliegende Interesse der Militärpolizei für Flüchtlingsvorhaben aufmerksam machte, bemerkte er, und damit war die Sache für ihn abgetan:

„Mein Lieber, wenn man einem MP nur mit genügend souveräner Verachtung gegenübertritt, ist er zu überspielen.“

Er machte eine kurze Pause und sagte dann: „Im übrigen, Sie zeigen ein Interesse für diese Dinge, als wenn Sie selber mehr fürs Durchbrennen als fürs Durchsitzen wären.“

„Über meine wirklichen Neigungen sprechen wir 'mal später.“ Wir holten uns noch etwas zu trinken, und ich erzählte Have wie beiläufig, aber nicht ohne Hintergedanken, dass ich ein College in England besucht hatte und von Jugend an viel mit Angelsachsen umgegangen war. Ich ließ auch einfließen, dass die I.G.-Farbenindustrie, meine Firma, mich verschiedentlich nach London, Indien und auch in andere Länder des Ostens entsandt hätte, wobei ich Gelegenheit fand, die Lebensgewohnheiten der Engländer ausgiebig zu beobachten. Er hörte mir mit einer Aufmerksamkeit zu, die vielversprechend war.

Wie schon in den Vorjahren, häuften sich auch diesmal die Ausbrüche aus dem Lager Dehra Dun in den Monaten April und Mai. Im Winter wird es hier, in der Nachbarschaft vergletschelter Bergkolosse, kalt, die Tropenschwüle wird von Frösten durchkühlt. Das Vorgebirge führt, obwohl es die eisigen Höhenwinde abfängt, eigene Kaltluft zu Tal.

Es ist zu frisch, um im Freien zu übernachten. Der Sommer hebt mit Waschküchenhitze an; der Himmel verschleiert sich milchig. Die Ebene dampft und bildet eine dicke Dunstschicht, die von der nicht mehr sichtbaren Sonne unbarmherzig aufgeheizt wird. Es gibt dann kein Nachlassen, keine Abkühlung, auch nachts nicht, wenn der Gefangene unter seinem Moskitonetz keucht. Später folgen die wochenlangen Wolkenbrüche des Monsuns, und man sitzt in der Baracke wie in einem U-Boot eingeschlossen, - ringsum die Wassermassen. Bei solchem Wetter kann sich ein Ausbrecher draußen nicht halten. Im Frühjahr dagegen ist die Luft trocken und sprühig, die Hitze erträglich; die Erde, noch nicht ausgeglüht, führt genügend Wasser. Dem erfrischten Lande darf sich der Flüchtling anvertrauen.

Eine Internierung in Indien bedeutet für den, der sich mit Fluchtgedanken trägt, doppelte Gefangenschaft: einmal innerhalb des Stacheldrahts und dann nochmals im Lande als solchem, dessen natürliche Grenzhindernisse seinen Befreiungsplänen wie ein zweites großes Bollwerk entgegenstehen. Indien erscheint dann als großes, undurchdringliches Dreieck, dessen Basis der Himalaja bildet, während die Schenkel vom Ozean begrenzt werden. Im Nordwesten verriegeln Wüsten, im Nordosten Dschungel die Ausgänge. Der Weg nach Afghanistan ist durch die Sperrforts des Khyberpasses verlegt, das dortige Grenzgebiet für Weiße wegen der ewig aufrührerischen Afri-distämme nicht begehbar. Südlich von Bombay liegt die kleine portugiesische Enklave Goa. Im Kriege neutral, war sie in Anbetracht der Schwierigkeit der anderen Strecken anfänglich das Ziel der Ausbrüche, besser gesagt nur ein Zwischenaufenthalt, denn man hätte von dort die Flucht zu Schiff fortsetzen müssen - ein fast unmögliches Vorhaben, weil ja die arabische und die afrikanische Gegenküste sich gleichfalls in britischer Hand befanden. Als später die mit Deutschland verbündeten Japaner Burma besetzten, wandte sich die Aufmerksamkeit dem Osten zu. Da der direkte Vorstoß dorthin durch die Gangesebene und Bengalen aussichtslos erschien, versuchte man in wahrhaft großartiger Konzeption eine ausgreifende Umgehung Indiens: den Durchbruch über Tibet. Erst im Spätfrühling konnte dazu angesetzt werden, denn vorher sind die transhimalajischen

Hochpässe, die über 5.000 Meter liegen, nicht schneefrei.

Auf diesen verwegenen Gedanken hatten die Bergsteiger, die in Dehra Dun gefangen waren, ihre Mitbürger gebracht. Eine kleine, auserlesene Schar von Gipfelstürmern, Teilnehmer an verschiedenen Himalaja-Expeditionen, wurden sie bei Kriegsausbruch mit den Indien-Deutschen zusammen interniert. Seitdem waren sie von dem Wunsch besessen, in ihre geliebten Berge zurückzukehren. Und es war wirklich eine große Versuchung für sie, die verlockendsten Exemplare, das Beste, was die Welt in dieser Art zu bieten hat, täglich in greifbarer Nähe vor Augen zu haben. Dass zwischen ihnen und Tibet unüberwindliche Hindernisse lagen - das flintenscharf bewachte Stacheldrahtgehege, menschenleere Einöden, räuberische Nomaden, Hunger und Tod -, das kümmerte unsere Bergsteiger wenig. Die Aussichtslosigkeit des Unternehmens - wie sollte ein deutscher Flüchtling sich in dem damals noch unter englischem Einfluss stehenden, weglosen Hochland halten? -, gerade dies Unmögliche reizte sie, um ihre gestaute Tatenlust daran auszulassen. Jedenfalls hatten sie ihre Hand im Spiele als Anstifter, Berater und Mittäter, als im Vorjahre acht Mann zu vier Paaren nach Tibet auszogen. Sie wurden alle wieder eingefangen und nach üblichem Verhör und Verbüßung der auf solche Untaten verhängten achtundzwanzig Tage Einzelhaft im Lager eingeliefert.

Es ist bezeichnend, dass solche Enttäuschungen - und bisher hatten alle Fluchtversuche aus deutschen Lagern in Indien zu Enttäuschungen geführt - nicht etwa lähmend auf den Fluchtbetrieb wirkten. Das galt vor allem für die Betroffenen selbst. Wer einmal, nach jahrelanger Haft, die Freiheit für einige Tage gekostet, stacheldrahtfreie Luft in die Lunge gesogen, den Nervenkitzel des Gejagtseins verspürt, den zog es trotz erlittenen Misserfolges immer wieder über den Zaun. So wurden viele der Ausreißer regelrechte Habitus mit zwei, drei und mehr Ausbrüchen. Aber auch die Anwärter, die vor ihrer ersten Flucht standen, ließen sich von den vorausgegangenen Fehlschlägen nicht abschrecken, denn aus jeder missglückten Flucht wurde Neues gelernt, wuchs die Erfahrung. Fehlerquellen wurden ausgeschlossen, Sackgassen und falsche Richtungen erkannt.

Die vielen Misserfolge schienen allerdings auch zu lehren, wie unverständig es ist, gleichsam wider bessere Einsicht aus Indien entfliehen zu wollen. Die unüberwindlichen Grenzen des Landes, seine kontinentale Weite, das niederträchtige Klima, die fremdrassige Bevölkerung, in der jeder Weiße sofort auffällt, alles sprach dagegen. Und wirklich schien das Land selbst gleich einer Gummiwand die Flüchtlinge wieder ins Lager zurückzuwerfen. Wer diesen Widerständen immer noch trotzen wollte, musste sich dem Vorwurf törichter Vermessenheit aussetzen. Was Wunder, dass sich unter den anderthalbtausend deutschen Internierten zwei Schulen in der Fluchtfrage bildeten. Die eine sah in der Tatsache des dauernden Misslingens eine Aufforderung zu immer neuen und hartnäckigeren Anläufen - das war die kleine Gruppe der Narren. Die andere meinte, dass jede Flucht von vornherein aussichtslos und daher zu unterlassen sei - das waren die Besonnenen. Jeder misslungene Ausbruch lieferte den Besonnenen neue Beweise für die Richtigkeit ihrer Auffassung. Auch besänftigte das Abzählen der Fehlschläge ihr Gewissen, denn jeder fühlt einen Drang und die meisten fühlen eine Verpflichtung zum Durchgehen. Infolge erwiesener Undurchführbarkeit war man nunmehr dieser Verpflichtung überhoben. Die einen waren im höheren Recht, konnten es aber nicht beweisen; die anderen konnten beweisen, fühlten sich aber nicht im höheren Recht.

Wie dem auch sei, eine hohe statistische Wahrscheinlichkeit - rund siebzig missglückte Versuche in beiden Kriegen - sprach gegen Flucht. Angesichts dieser eindeutigen Sachlage war selbst der englische Lagerkommandant dazu geneigt, in einem wiederaufgebrachten Ausrücker eher einen lästigen Toren denn einen gefährlichen Verbrecher zu erblicken.

Allein, die Schule des Unterlassens hatte doch ihre Freude an der Schule des Tuns. Es erquickt nun einmal jeden Gefangenen, wenn ein Leidensgefährte die Fesseln sprengt und durchbrennt. Die Sergeanten machen verdutzte Gesichter, wenn sie beim Durchzählen den Verlust entdecken. Die Wachen werden angeschnauzt und verfallen einem Strafgericht. Der Kommandant rast. Selbst höchsten Orts in Delhi wird die Sache ruchbar.

So eine Flucht bringt eben Abwechslung und Spannung für alle.

Es ist schwer, die Vorbereitungen geheim zu halten. Man kann im Lager keinen Schritt tun, der nicht von unzähligen Augen beobachtet wird. Aus triftigen Gründen muss aber unbekannt bleiben, wann und von wem ein Fluchtversuch unternommen wird. Die Engländer könnten von den Plänen erfahren. Aber auch die Kameraden, die helfen und dabei sein wollen, wenn der Ausstieg erfolgt, in ihrem Übereifer jedoch die Wachen unnötigerweise beunruhigen könnten, hält man besser im ungewissen. Vor allem dürfen andere Fluchtanwärter nicht erfahren, wann man das Weite suchen will, sonst trachten sie zuvorzukommen. Jeder möchte als erster hinaus, weil beim ersten die günstigsten Bedingungen vorwalten. Je später man an die Reihe kommt, desto schlechter die Aussichten; der eine läuft in den Alarm des anderen hinein, die Wachen, die Kontrollen, alles wird verschärft. So wird denn ein unsichtbarer, verbissener Kampf um den ersten Platz geführt.

Eben diese Sorgen um den ersten Absprung bedrängten uns, Have und mich. Wir hatten uns endgültig gefunden und machten jetzt gemeinsame Sache.

Have, als erfahrener Ausbrecher, der wusste, wie viel von einem günstigen Anfang abhing, bestand nachdrücklich auf einem frühen Fluchttermin. Als Stichtag für unseren Ausbruch hatten wir daher den 15. April 1944 angesetzt. Bis dahin sollten unsere Zurüstungen abgeschlossen sein, und von jenem Tage an wollten wir versuchen wegzukommen - dann wären wir bestimmt die ersten gewesen. Wir wurden aber nicht fertig, es fehlte an diesem und jenem der Ausrüstung. Trotz angestrebter Bemühungen war es immer noch nicht gelungen, unentbehrliches Fluchtgerät - Kompass, Lampen, Kursbuch - ins Lager einzuschmuggeln. Auch hatte die Beschaffung des Geldes mehr Zeit gekostet, als wir gerechnet hatten. Mit wachsender Unruhe bemerkten wir jetzt, dass andere bereits Anstalten machten, ihre Flucht unmittelbar ins Werk zu setzen.

Schon monatelang hatten wir uns mit der Frage des Entkommens beschäftigt und dieser Aufgabe mit jener leidenschaftlichen Geduld obgelegen, deren eben nur ein Ge-

fangener fähig ist, mit seinem ungeheuren Vorrat an Zeit und der grenzenlosen Wut über die Einsperrung. Indem er seinen ganzen Scharfsinn, seine Erfindungsgabe und Willenskraft aufbietet, triumphiert der Bewachte schließlich doch über seine Bewacher, die meist routinemäßig und im Vertrauen auf ihre faktische Überlegenheit, bestenfalls dienstbeflissen und pflichtgemäß ihr Amt versehen, niemals aber mit der geduldigen Inbrunst, ja monomanischen Eiferwut, mit der der Ausbrecher seine heilige Sache betreibt. So hatten wir denn nach gründlicher Beobachtung des Bewachungssystems von Dehra Dun die Ausbruchsmöglichkeiten mit fast wissenschaftlicher Sorgfalt untersucht und das Erfolgversprechende vom Aussichtslosen zu scheiden vermocht. Um das Lager lief ein doppelter, dreieinhalb Meter hoher Stacheldrahtzaun, der einen Laufgang bildete; hier standen in achtzig Schritt Abstand die Wachen. Es waren Gurkha, von den Engländern angeworbene Söldner aus den kriegerischen Stämmen Nepals, kleine, gedrungene Burschen mit gelber Haut und Mongolenaugen; auf dem kahlen Rundkopf den breitkrepmpigen Hut, Berggluchse, die das Schießen und Schlitzen lieben. Sie würden einen Flüchtling erbarmungslos niederschließen, wenn er sich im Verhau verfinge, und das konnte leicht geschehen, denn die Drähte waren nur in handbreitem Abstand gespannt und überdies durch eine auf dem Boden liegende enggespulte Drahtrolle verstärkt. Da nachts der Laufgang hell beleuchtet war und die Wachen auf- und niedergingen, kam der Versuch, sich durch den Draht zu zwängen, einem selbstmörderischen Unternehmen gleich. Durch Zeitmessungen mit der Stoppuhr hatten wir errechnet, dass die durchschnittliche Sekundenzahl, während der die Wache sich abwendet, nicht ausreichte, um die Mindestzeit für den Durchgang zu decken. Und die andere Möglichkeit, nämlich nicht durch, sondern über den Draht - wie über eine Leiter - zu steigen, scheiterte an der Schwierigkeit, dass der erste Zaun eine Abschrägung nach innen aufwies.

Die Prüfung der Drahtverhältnisse verlief also negativ. Nicht, dass das Hindernis unüberwindlich gewesen wäre, nur ging es nicht ohne Alarm ab, und das bedeutete Verlust an Vorsprung. Es hatte sich auch gezeigt, dass es besonders schwer ist, zu zweit durch den Draht zu kommen, oben-

drein mit Fluchtgepäck. Die Engländer schließlich, durch Schaden klug geworden, verschärften die Bewachung während der Fluchtsaison; sie schickten nachts Patrouillen außerhalb der Umzäunung aus, die man vom Lager her nicht sehen konnte, weil sie sich jenseits der beleuchteten Zone bewegten. Sie waren besonders gefährlich. Aus diesen Gründen beschlossen wir, den Weg durch den Zaun nur zu benutzen, wenn es sonst kein Entkommen gab. Wir verfolgten daher einen ganz anderen Plan.

Das Lager war in Abschnitte oder „wings“ - Flügel - unterteilt, von denen es insgesamt sieben gab. Diese Flügel waren durch hohe, doppelte Stacheldrahtzäune getrennt, die nach Art der äußeren Umdrahtung ebenfalls Gänge bildeten. Nur gelegentlich, und dann nur nachts, standen hier Wachen. Sie sollten die gegenseitigen nächtlichen Besuche der Gefangenen unterbinden - eine strafbare Handlung, die manchem Übertreter vierzehn Tage Einzelhaft eingetragen hatte. Hin und wieder erschien ein diensttuender Offizier in den inneren Laufgängen, die alle miteinander verbunden waren, um die Drahtverhaue nach schadhafte Stellen abzusuchen. Einer dieser Gänge war eher eine breite Straße zu nennen, die den rechteckigen Lagerkomplex in der Mitte durchschnitt und auf der sich ein regerer Verkehr von englischem und indischem Lagerpersonal abspielte. An den beiden Ausgängen der Straße standen bewaffnete Posten, welche die tagsüber geöffneten Doppeltore bewachten; doch wurden die Vorübergehenden hier nicht angehalten oder nach Ausweisen gefragt, da es sich ja nur um befugte Passanten, keinesfalls um Internierte, handeln konnte. Dies war von uns sehr genau beobachtet worden.

An der Innenseite des eigenen Blocks entlang lief ein Drahtkorridor, der uns vom Lagerteil trennte, wo die Angehörigen der Balkanstaaten interniert waren, und dieser Gang mündete in die breite Mittelstraße.

Auf diesen Sachverhalt hatten wir, alles sorgfältig abwägend und jeden Schritt vorausberechnend, unseren Anschlag gegründet. Er erschien uns bestechend, wenn auch an einem seidenen Faden hängend, er entsprach der Ausreißeretikette, die eine elegante Lösung forderte; aber leider war er nun gefährdet, denn unsere Rivalen, die es so eilig hatten, konnten auf den gleichen Gedanken verfallen, ihn vor uns verwirkli-

chen oder verpatzen und damit unsere Aussichten verderben.

Unser Stichtag war bereits um eine Woche überschritten, als Have mich zu einem Gang auf den Sportplatz aufforderte, der einzigen Stelle, wo man sich beraten konnte, ohne abgehört zu werden.

„Du, ich habe eben einen Wink bekommen: in der nächsten Nacht wird ein Ausbruch erfolgen“, sagte Have.

„Von wem?“

„Von Aufschnaiter und Treipl.“

„Schon morgen?“

„Ja.“

Dass die beiden sich vorbereiteten, wussten wir, nicht aber, dass sie so schnell Ernst machen wollten. Aufschnaiter war seines Zeichens Bergsteiger, Sekretär der Deutschen Himalaja-Stiftung und im Vorjahre schon einmal in Richtung Tibet unterwegs gewesen. Früher hatte er an mehreren legalen Himalaja-Expeditionen teilgenommen. Er war nicht mehr ganz jung - an seinem gotisch gestreckten Schädel zeigten sich die ersten Altersspuren -, dafür aber zäh wie Leder und erfahren. Treipl war noch Anfänger in der Kunst des Fliehens, ein taufrischer, unbekümmerter Bursche. Sie ergänzten sich gut.

„Wie wollen die 'raus?“ fragte ich.

„Keine Ahnung.“

„Ich habe den Verdacht, dass auch Hanne Kopp, obwohl er immer das Gegenteil behauptet, bald durchgehen wird; wenn der erfährt, was Aufschnaiter vorhat, wird er versuchen, ihm zuzukommen.“

Und Kopp wusste rasch zu handeln, wenn die Stunde es erforderte. Er stammte aus Berlin und war im Irak gefangen worden, wo er bei Kriegsausbruch Montagearbeiten beaufsichtigt hatte. Mit einem Dutzend Leidensgefährten wurde er von Bagdad nach Indien gebracht. Sein wuchtiger Brustkasten hatte ihm den Spitznamen „Geschwollener“ oder auch „Brust mit Beene“ eingetragen, und an den Ketten der Gefangenschaft riss er mit Macht. Er war wohlgelitten, denn wohin er kam, trieb er seinen Ulk und hob mit ausgelassenen Streichen die Stimmung. Man hatte immer den Eindruck, dass er nach einem sehr schweren Gegenstand

suche, um dessen Transport zu übernehmen.

„Na, Hanne, wo steht det Klavia?“ pflegte man ihm nachzurufen.

Vollblütig war er und verwegen. Mund und Herz saßen ihm auf dem rechten Fleck, und pfiffig war er auch.

„Kopp geht bestimmt nicht allein“, meinte Have, „ich möchte wissen, wer sein Partner ist.“

Das war des Teufels, denn außer den Genannten wollte auch Heini Harrer, der unentwegte Durchgänger, wieder einmal 'raus. Harrer konnte schon auf einige außerordentliche Leistungen in seinem Leben zurücksehen. Er hatte die Eiger-Nordwand als erster mitbestiegen und gehörte zur Ski-Weltklasse. Wir waren mit ihm eng befreundet und mit seinen Absichten längst vertraut. Uns eingerechnet, waren das sechs Mann, die hinaus wollten, wahrscheinlich sieben.

„Wir müssen versuchen, die anderen zu einem Aufschub von einer Woche zu überreden, und zwar sofort“, schlug ich vor. „Bis dahin haben wir unsere Sachen bereit.“

„Wir sollten hiezu Harrers Meinung einholen“, sagte Have.

Harrer, den wir gleich danach aufsuchten, äußerte Bedenken; es ginge dabei weniger um die paar Tage als vielmehr um den Vorrang, und in diesem Punkte würde keiner Rücksicht nehmen, das könnte man auch billigerweise nicht verlangen.

Wir beschlossen daraufhin, zu Ede Krämer zu gehen.

Wie jedermann weiß, der längere Zeit gefangen saß, spielt die Körperkraft im Lager, wo die Männer unter sich sind, eine wichtige Rolle, viel wichtiger als draußen im bürgerlichen Leben. Denn hinter dem Stacheldraht nimmt die körperliche Stärke ihre uralten Rechte wieder ein, so wie sie es in der Schule tat. Neben der überkommenen Hierarchie der Großkopfeten errichtet sie ihre eigene Pyramide der Macht, mit eigenen Spielregeln. Oben, an ihrer Spitze, steht der Kräftigste, und dann geht es, in klaren Abstufungen, beginnend mit den Löwensinnigen über die Halbstarke bis herunter zu den Schlappstiefeln. Es dauert gar nicht lange, bis jeder ganz genau weiß, wo er in dieser Ordnung, die Mut und Mus-

keln zum Maßstab nimmt, hingehört. So stehen die beiden Bereiche in prekärem Gleichgewicht nebeneinander, sich gelegentlich befehdend, was zu herzerfrischenden Spannungen führen kann, die die Lagerlangeweile unterbrechen. Schließlich wird man dankbar für jede Prügelei und applaudiert, wenn die Fetzen fliegen.

Der stärkste Mann von Dehra Dun war Edmund Krämer, derselbe, zu dem wir mit unseren Sorgen gingen. Er hieß auch von Krämer, seine Manager jedenfalls ließen ihn so in Indien ausrufen, was vollere Kassen brachte, denn Ede war Ringer, und zwar ein Gentleman-Ringer; das Adelsprädikat sollte das sinnfällig zum Ausdruck bringen. Man konnte Krämer seinen Beruf nicht gleich anmerken; weder ein unförmiger Fleischkolloss noch durch das Blumenkohlohr entstellt, war er im Gegenteil wohlgestaltet, wenn auch gedrunken. Um seinen Mund hatte sich ein scharfer Zug eingegraben, von den vielen auf der Matte verkniffenen Schmerzen. Sein Appetit entsprach dem von mehreren Personen, weshalb ihn die Engländer auf doppelte Ration setzten, - trotzdem litt er immer Hunger.

Wir trafen Ede in seiner Behausung an. Er hatte sich auf dem Umgang der Baracke, unter Ausnützung der Steinmauer, einen Wohnverschlag gebaut und ihn auf seine Weise eingerichtet. Die Schlafpritsche stand darin, ein großer, grober Tisch und ein paar Stühle. Ein sechsspiraliger Expander hing von einem Nagel herab. Das übrige lag herum: leere Flaschen, Wäsche, Kriminalromane. Die eine Wandfläche war in voller Ausdehnung mit Aktbildern tapeziert, Blatt an Blatt. Hier thronte er, der Gewaltige, Inhaber vieler Meistertitel, Sieger aller Klassen. Wir störten ihn gerade bei einer wichtigen Beschäftigung. Behäbig kauend war er im Begriff, ein Stück Fleisch zu verzehren, das irgend ein Bewunderer des griechisch-römischen Stils gespendet hatte. Obwohl es Abend war, staute sich eine abgestandene, dumpfe Hitze in dem Raum - die Glutreste des Tropentages, die unvermindert vom nächsten Morgen übernommen würden.

„Na, Sangesbrüder, was gibt's?“ begrüßte uns Ede, die fettigen Finger an seinem dunkelblauen Bademantel abwischend. Wir verteilten uns auf Bett und Stühle.

Für unser Anliegen war Krämer der richtige Mann. Er besaß eine gewisse Schlüssel-

stellung im Lager. Von ihm liefen Fäden zur Außenwelt, da Inder und Tommies ihn gleichermaßen bewunderten; von ihm wurden auch die Lagerwerkstätten unsichtbar beherrscht, die geheimen Tipps vergeben und manches Unternehmen ausgeheckt. Über die Handwerker erfuhr er frühzeitig von bevorstehenden Ausbrüchen, weil Schuster, Schneider und Schlosser bei der Anfertigung von Fluchtgerät mitwirkten. Wollte man rasch etwas durchsetzen, so musste Edmund an dem Fall interessiert werden. Er sorgte für Tempo.

Außerdem war Krämer selber schon einmal geflohen, und zwar mit Kopp zusammen nach Tibet. Es war ihnen gelungen, bis ins Innere des Priesterlandes vorzudringen, aber dort hatten Hunger und mancherlei Missgeschick mit den widerborstigen Mönchen sie gezwungen, wieder nach Indien abzudrehen, wo sie sich, ausgerechnet als Geistliche verkleidet, eine Weile hielten. Zu ihren geistverklärten Heiligengesichtern passte die fromme Gewandung vortrefflich. Kuttенverhüllt wallten diese Knechte Gottes in wiegendem Athletengang durch Dörfer und Städte dahin. Als dann in Delhi der Komödie ein jähes Ende bereitet wurde, die Polizei die Wölfe aus den Schafspelzen hervorholte, hallte Indien wider von Gelächter. Die Zeitungen hatten nämlich, der Beliebtheit Krämers, des großen Ringers, eingedenk, die Geschichte von seiner Wallfahrt veröffentlicht. Mir ist es bis heute ein Rätsel geblieben, wie Ede sich so lange hatte draußen halten können, denn die einzigen englischen Vokabeln, die er sicher beherrschte, waren: „I'll fix it“ und „O. K.“.

Krämer kannte sich also im Fluchtgeschäft aus, besaß die erforderliche Autorität, hatte seine Hand an allen möglichen Hebeln und war uns beiden, wie überhaupt der ganzen Anlage unseres Unternehmens, gewogen. Er glaubte fest an dessen Gelingen.

„Nun pass mal auf, Ede, du musst uns aus der Klemme helfen.“

„Was ist denn los?“

„Wir hörten, dass morgen abend Kopp, Aufschneider und Treipl los wollen.“

„Na, und -“

„Wäre es nicht gut, wenn wir uns jetzt alle bei dir zusammensetzten, um zu verhindern, dass wir uns gegenseitig die Aussichten verderben? Sollte es gar nicht anders

gehen, können wir einen gemeinsamen Ausbruch versuchen. Für diesen Fall hätten wir einen Vorschlag zu machen."

„Hol mal gleich die anderen her“, befahl Ede einem seiner Trabanten in der Baracke.

Wir benützten die Zwischenzeit, um Ede klarzumachen, dass wir eine Woche Zeit gewinnen müssten, sonst kämen wir ins Hintertreffen. Er versprach seinen uneingeschränkten Beistand und erbot sich, falls erforderlich, nachzuhelfen. In unserer Lage war es gut, ihn zum Verbündeten zu haben, denn um alle auf eine einheitliche Aktion zu verpflichten, bedurfte es der Mitwirkung einer starken Hand.

Als die Ausbrechergilde versammelt war, ging die denkwürdige Sitzung unter Edes Vorsitz los. Seine Hammerfäuste vor sich auf dem Tisch, gab er in kerniger, Gehorsam heischender Rede den Zweck der Veranstaltung kund. Von unserem Vorschlag sagte er noch nichts, erwähnte nur, dass wir uns einigen müssten, und mit den Worten: „So, Sportfreunde, und nun legt die Karten auf den Tisch des Hauses“, forderte er jeden auf, seine Absichten bekanntzugeben. Die Antworten kamen zögernd, man war nicht gewohnt, Fluchtvorbereitungen einem größeren Kreis zu enthüllen.

„Es geht euch nicht das Geringste an, was ich vorhabe“, meinte Kopp.

Aber da Aufschneider bereits sein Geheimnis preisgegeben hatte, musste auch Kopp sich wohl oder übel zu einer Auskunft bequemen. So kam schließlich an den Tag, dass außer uns beiden alles nordwärts über die Berge wollte.

„Vielleicht haste die Freundlichkeit, uns jetzt noch zu sagen“, wandte sich Ede, der so leicht nicht locker ließ, wieder an den zurückhaltenden Kopp, „mit wem du losziehen willst.“

„Man immer sachte. Man nicht so drängeln.“

„Na, erkläre dich allmählich, Steilwandfahrer“, ermunterte Krämer.

„Schön, wenn ihr unbedingt wissen wollt, was ich vorhabe, will ich euch meine Pläne verraten. Ich flitze mit Sattler aus wing 6. Nachts klettere ich zu ihm rüber und gehe von dort mit ihm zusammen los. Jetzt kennt ihr meine Absichten. Seid ihr nun befriedigt oder habt ihr noch weitere Wünsche?“

Es fiel uns auf, dass sich die anderen über die Frage des eigentlichen Hinauskommens noch nicht im reinen waren. Wir wähten, der Augenblick für unsere Bitte um Aufschub wäre da, und Have brachte sie vor. Gab das einen Aufruhr! Einstimmige Ablehnung. Alle bestanden hartnäckig auf völliger Handlungsfreiheit. Krämer wollte schon andere Register aufziehen, als Have ihn unterbrach und nun unseren eigentlichen Vorschlag entwickelte. Grundgedanke: gemeinsamer Ausbruch. Bei der Anlage unseres Planes war es möglich, die Anzahl der Teilnehmer, wenn es sein musste, auf sieben zu erweitern. Das Risiko der Durchführung würde dadurch zwar erhöht, aber nicht über die Maßen, nicht so weit, dass der Anschlag scheitern musste, und selbst bei höherer Teilnehmerzahl war er noch erfolgversprechender als alle bisher vorgebrachten Einzelpläne.

„Wir sind bereit, auch unter Verschlechterung der eigenen Aussichten euch mit 'rauszunehmen, unter der Bedingung jedoch, dass es erst in einer Woche geschieht.“

Als gelte es, widerstrebende Konkurrenten in einem Kartell zusammenzufassen, hatte Have gesprochen.

„Quatsch, - dass wir im Massenspaziergang 'rauskommen, ist ausgeschlossen“, ließ sich von der Gegenseite jemand vernehmen.

„Den Blödsinn mache ich nicht mit!“

„Nun langt's mir bald, Sangesbrüder!“

Aus dieser Bemerkung konnten die anderen entnehmen, dass ihr fortgesetzter Widerspruch Edes Mißfallen erregte, aber sie kuschten nicht. Aufschneider fürchtete, kostbare Zeit zu verlieren, er konnte nicht früh genug über die Pässe kommen. Treipl, sein Gefährte, unterstützte ihn, und Eile hatte auch Kopp.

Im Raum herrschte unerträgliche Hitze, die Luft war verbraucht und stickig. Wir beschlossen die Hemden auszuziehen, mit Ausnahme von Krämer, der den Ringermantel, wenn auch über der entblößten Brust weit geöffnet, anbehielt.

Auch ich versuchte unter Anrufung der auf der Gegenseite zweifellos vorhandenen selbstlosen Gefühle meine Überredungskunst. Umsonst. Sie ließen sich nicht überzeugen. Der tote Punkt war erreicht. Ede saß mit kaum verhohlener Ungeduld auf

seinem Platz, und während er die Gürtelquaste seines Mantels wie einen Propeller drehte, pfiiff er leise und drohend vor sich hin, gelegentlich einen funkelnden Blick auf einen der Widerstrebenden werfend.

So kamen wir nicht weiter. Ich flüsterte Have etwas zu. Wir spielten unseren letzten Trumpf aus.

„So, damit ihr nun wisst, was ihr uns vererbt: Seht euch dies hier mal genauer an!“

Und damit zog ich zwei kleine Büchlein aus der Tasche, zwei regelrechte englische pay-books, Soldbücher der Tommies, die wir uns mit unsäglich vieler Mühe über Krämer beschafft hatten. Das war bisher noch keinem gelungen. Da wir Indien als Engländer durchqueren wollten, besaßen wir damit ein wichtiges Ausweispapier, das die Aussichten unseres Durchkommens beträchtlich erhöhte. Es wäre ein Frevel gewesen, sie zu verderben. Unsere Freunde waren beeindruckt. Krämer schien versöhnlicher gestimmt. Harrer kam wieder auf unseren Vorschlag zurück, weil ihm eine gute Verbesserung dazu eingefallen war. „So hört sich die Sache schon anders an“, meinte Kopp, der unterdessen erkannt hatte, dass unser Plan eine günstige Gelegenheit bot, auch seinen Partner aus dem anderen Flügel mitzunehmen. Jetzt mussten noch Aufschneider und Treipl umgestimmt werden, und schon ließ sich bemerken, dass sie schwankend wurden. Sie befanden sich bereits in der Minderheit. Ein letzter Ansturm würde es schaffen.

Und plötzlich hatten wir die Widerspenstigen so weit: Die Ablehnung schlug in begeisterte Zustimmung um. Wir sprachen nochmals alle Einzelheiten durch, verteilten die Rollen und vereinbarten, dass es in einer Woche, an einem Samstag, losgehen sollte.

Jeder verpflichtete sich zu strengstem Stillschweigen.

Zum Zeichen, dass der geschäftliche Teil des Abends beendet war, griff Ede unter das Bett und holte einen großen Topf hervor. Als Aufschneider das sah, empfahl er sich, denn das Gefäß enthielt hochprozentigen Schnaps, von Internierten selbst gebraut. Jeder musste von dem Destillat einen halben Zahnputzbecher leeren, der unverzüglich nachgefüllt wurde. Mit dem Schnaps hatte es seine eigene Bewandnis. Im Lager

bestanden mehrere Schwarzbrennereien, die vor den Engländern sorgfältig geheim gehalten wurden. Man konnte ganz hübsch daran verdienen. Es lohnte sich, um den Markt zu kämpfen, und rücksichtslos versuchten die einzelnen Brenner einander niederzukonkurrieren. Derartige Absatzschlachten nahmen mehrfach handgreifliche Formen an. Die Brauer drohten einander die Apparate zu zerschlagen und gingen oft zu Tätlichkeiten über. Da kam einer der Bedrängten auf den Gedanken, sich unter Edes Schutz zu stellen, den ihm dieser gern gewährte - gegen Provision in natura. Andere Schutzflehende folgten. Das setzte ihn in den Stand, ein großzügiger Gastgeber zu sein, dessen Vorräte selten versiegt.

Es war schon spät; seit Stunden schlief das Lager. Kein Luftzug ging, die Oberkörper der Verschwörer glänzten feudit. Von ferne drangen die Rufe der sich ablösenden Wachen zu uns herüber. Der Becher kreiste. Unruhig sprang die Unterhaltung von einem Gegenstand zum anderen. Man besprach lärmend die letzte Fußballaufstellung, fand vieles daran auszusetzen, feierte aber den Mittelläufer, der sich rücksichtslos eingesetzt und durch geschickte Ballbehandlung hervorgetan hatte. Dann wollte ich, den es wurmte, dass zwischen meiner Haft und meinem früheren persönlichen Verhalten kein ursächlicher Zusammenhang bestand, von den Anwesenden wissen, welche Missetat ich eigentlich hätte begehen können, um mir die mehr als vier Jahre Strafzeit, die ich bisher abgesessen, rechtschaffen zu verdienen. „Notzucht! Betrügerischer Bankrott!“ - rief man mir entgegen. „Gefällt mir nicht, weitere Vorschläge bitte!“ - „Brandstiftung!“ ... „Weiter...“ - „Wie wäre es mit schwerer Körperverletzung?“ - „Das schon eher“, meinte ich und rieb unternehmungslustig die rechte Faust in der linken Handfläche, „ja, das ist ganz vorzüglich.“ Ich stand auf und schlug wie zur Probe einen Schwinger durch die Luft. Krämer, der in seinem Bereich niemandem das Recht zur Kraftäußerung zuerkannte, drückte mich blitzschnell auf meinen Sitz zurück. Auf meinem nackten Oberarm bildete sich eine Röte, wo die Löwenpranke zugepackt hatte. Nun erzählte Krämer Anekdoten aus seiner Zeit bei der Fremdenlegion, der er durch eine tollkühne Flucht entkommen war. Streng achtete er darauf, dass alle fleißig dem Alkohol zusprachen. Dann lenkte Har-

rer das Gespräch auf die ferne Zukunft, indem er uns in die Lage des in die Heimat zurückkehrenden Internierten versetzte, der in große Verlegenheit gerät, wenn man ihn nach seinen Kriegstaten ausfragt. Was sollte unsereiner einem solchen Erlebnisriesen aus der Heimat antworten?

„Haste schon mal ne eingemachte Erbse nach ihren Leistungen in der Dose befragt?“, würde ich so einem Kerl zurückgeben“, sagte der schlagfertige Kopp. Ede fand das großartig und stimmte ein Gelächter an, dass seine Goldzähne nur so blitzten.

Die Feier hatte inzwischen einen Punkt erreicht, den früher oder später jede ähnliche Lagerveranstaltung erreichte, den Punkt nämlich, wo das Fehlen des weiblichen Elements den Gemütern peinvoll zum Bewusstsein kam. Unvermeidlich steuerte das Gespräch auf die Frauen zu, und einer tischte Erlebnisse aus seiner Vergangenheit auf, neue, die noch keiner kannte, was ungewöhnlich war, denn die meisten hatte man schon unzählige Male vernommen. Ede hörte nur unaufmerksam zu, seine Phantasie beschäftigte sich mit der bevorstehenden Flucht. Die Vorstellung des entsetzten, erbleichenden englischen Offiziers, wenn er morgens beim Appell vor versammelter Front von der Massenflucht erführe, schien ihn in höhere Himmel zu entrücken. Man hörte ihn unvermittelt sagen: „Ich werde dicht an ihm vorbeigehen und ihn hämisch angrinsen. Dann saufe ich mir einen an.“ Plötzlich schrie er in die schlafende Baracke einen Befehl, woraufhin verstört ein dienstbarer Geist auftauchte, - die Leute waren gut erzogen.

„Los, hol mal den Müller raus, der soll Musik machen!“

Gehorsam lief der Bote in die entfernte Baracke.

Inzwischen führte Krämer einige Kartenkunststücke vor, die er seinen Artistenkollegen abgesehen hatte. Vor der Flucht nach Tibet wurde auch Kopp in die besten Tricks eingeweiht; die Tibetfahrer wollten sich damit im Land des Aberglaubens ein erhöhtes Ansehen, einen übersinnlichen Nimbus verschaffen. (Allerdings kam es dann später ganz anders: Denn kaum gewahrten die Tibeter den Zauber mit den Karten, als sie schon alles Wertvolle wegzuräumen be-

gannen. Solchen Leuten war nicht zu trauen! ...)

Harrer spürte das heftige Bedürfnis zu singen und gab ihm hemmungslos nach. Have lachte in einem fort. Kopp wollte von mir den Begriff der schweren Körperverletzung näher erläutert haben, doch verhedderte ich mich so, dass wir beide ganz verwirrt wurden. Treipl war eingeschlafen.

Der Musiker Müller kam nicht. Er hätte erst kürzlich einen strengen Verweis wegen nächtlicher Ruhestörung erhalten, ließ er ausrichten. Mit großer Mühe hielten wir Ede davon ab, dass er zu dem Unseligen, der es gewagt hatte, seine Anordnungen - und kämen sie auch nachts - nicht zu befolgen, hinging, um ihm die Geige auf dem Kopf zu zerschmettern. „Ich werfe das billige Fieselchen über den Zaun!“ zischte er.

Halbwegs beruhigt stand er schließlich auf, in seinem Ringermantel grimmig anzuschauen, nahm einen Stock zur Hand und drehte sich der Wand zu, wo die anstößigen Photos hingen. Offensichtlich drängte es ihn jetzt, sich aus den Niederungen des Lebens in die Höhenluft der reinen Ästhetik zu erheben. Wie der Lehrer beim Lichtbildervortrag erläuterte unser Gastgeber mit Zeigestock und feinsinnigen Bemerkungen ein Bild nach dem anderen, ein jegliches nach Verdienst rühmend. „Du hast zwar Akademie studiert“, wandte er sich an mich, „kannst aber trotzdem von Ede lernen.“

„Bestimmt, neben dir verblasst jeder Professor.“ Wir hatten genug und gingen schlafen.

Mancher Flüchtling war infolge unzureichender Geldmittel unterwegs stecken geblieben, - unter keinen Umständen sollte sich das an uns wiederholen. Have hatte eindringlich geschildert, welchen unnötigen Gefahren er sich auf seinen früheren Fluchten aussetzen musste, nur um einen Wertgegenstand zu veräußern, oder weil er kein Geld hatte, um Fahrkarten oder Essen zu kaufen. Wir widmeten deshalb der Geldbeschaffung unsere besondere Aufmerksamkeit.

Im Lager selbst gab es an sich kein Geld, nur Geldersatz in Form von Lagercoupons, die eine Art Binnenwährung darstellten, mit der man draußen im Lande nichts anfangen konnte. Dem Internierten war es gestattet, von Geldern, die er bei der Gefangennahme

besaß, ein Konto zu unterhalten, das die Engländer führten und von dem der Gefangene monatlich eine beschränkte Summe in Lagerscheinen abheben durfte.

Trotz aller Durchsuchungen, Verbote und Drohungen fanden sich aber im Camp auch indische Banknoten, der Himmel mochte wissen, wie sie hereingekommen waren. Ihr Gesamtbetrag dürfte gering gewesen sein, ihr Bestand war überdies bedroht. Man musste sie nämlich aus Sicherheitsgründen vergraben und war dann nicht gewiss, was bei der späteren Exkavation zum Vorschein kommen würde. Fast hätten wir Tränen des Zornes vergossen, als wir aus der Tiefe eine Blechdose hervorholten, in die ein Hundertrupienschein vorsorglich versenkt worden war: Nur eine dünne Umrandung war von der Banknote übriggeblieben, das andere hatten die weißen Ameisen gefressen. Nichts war vor diesen Termiten sicher; in einer Nacht fraßen sie einen Koffer auf oder einen Bademantel, der an der Lehmwand der Baracke hing. Wir trauerten um unseren verlorenen Schatz und erzählten das Unglück den Befreundeten. Man teilte unseren Schmerz, bis jemand meinte - worüber wir dann selber lachen mussten: „Ärgert euch nicht. Bedenkt lieber den Schaden, den die Ameisen erlitten haben: Die dummen Viecher, wie viel mehr hätten sie fressen können, wenn sie, anstatt das Geld zu verschlingen, sich Verpflegung dafür gekauft hätten!" -

Es bot sich auch Gelegenheit, kleine Mengen Goldes aufzutreiben; sie wurden im Lager in Gestalt von ausgefallenen Zahnfüllungen regelrecht gehandelt. Have kaufte davon und nähte die Stückchen, die einst einen Weisheitszahn geschmückt haben mochten, pietätlos in seine Hosennaht ein.

Doch das war alles unzureichend. Das Geld musste in größerem Stil beschafft werden, und da gab es nur einen Weg: unauffällig und unter allen möglichen Vorwänden beträchtliche Mengen von Lagerscheinen vom eigenen Konto abzuziehen, das dank der Fürsorge der I. G. einen guten Stand aufwies, um dann diese Scheine in vollwertige indische Währung umzutauschen.

Diese Aufgabe wurde gelöst. Es war, als wir den Weg einmal gefunden hatten, gar nicht besonders schwer.

Die Versorgung des Camps mit Lebensmitteln erfolgte nämlich durch indische Liefe-

ranten, die sogenannten contractors. Sie hatten Zutritt zum Lager, aber nur zur Küchenverwaltung, die in deutschen Händen lag. Es war möglich, über die contractors zusätzliche Waren hereinzubringen, zur Aufbesserung der eintönigen Verpflegung. In solchen Fällen wurde das Fleisch oder andere Ware ins Lager gebracht, die Rechnung der Küchenverwaltung vorgelegt und der geschuldete Betrag in Lagergeld dem englischen Zahlmeister übergeben. Dieser nahm dann die Überweisung in indischer Währung an den contractor vor.

Wir verfielen nun auf den Gedanken, einen indischen Angestellten des Lieferanten, der regelmäßig ins Lager kam, durch Bestechung dahin zu bringen, dass er eine Rechnung ausstellte, ohne die fakturierte Ware zu liefern. Er erlag der Versuchung.

So wurde ein Schwein bestellt, für das ich in Lagergeld der Küche die Rechnung beglich, das aber nie hereingebracht wurde. Von der Küche gingen die Coupons zu den Engländern, wo sie in echtes Geld umgewandelt wurden, das der Inder abholte. Er behielt zwanzig Prozent für sich und schmuggelte den Rest des Geldes bei seinem nächsten Besuch ins Lager. Das wiederholte sich mehrere Male mit verschiedenen Scheinbezügen, bis wir etwa neunhundert Rupien sowie einen englischen Goldsovereign zusammengebracht hatten. Diese Summe entsprach etwa tausend Mark.

Der Samstag rückte näher. Es gab noch allerlei zu erledigen. Da waren ausgeliehene Sachen zurückzugeben, Schulden zu begleichen, Verfügungen über die zurückbleibenden Habseligkeiten zu treffen, kurz, Ordnung zu schaffen wie bei einer Nachlassregelung.

Obschon man sich innerlich vom Lager losgemacht hatte, musste nach außen hin alles bis zum letzten Augenblick seinen alten Gang gehen. Brav lief man in der Treitmühle des Internierten-Alltags noch eine Weile mit, aber schon in dem Gefühl, dass die gerade zu erledigende Verrichtung für einige Zeit, vielleicht für immer, die letzte sein werde.

„Wenn's gelingt, schälst du jedenfalls so bald keine Kartoffeln mehr“, dachte ich beim Küchendienst, „und die übelriechenden Zwiebeln mag dann schneiden, wer will“. Da saßen sie mit mir, die Leidensgefährten - Priester und Pflanzer, ehemalige Direktoren und Monteure -, schabten Karotten und

starrten verdrossen vor sich hin. Keiner passte mehr zu seiner Vergangenheit, keiner glaubte mehr an seine Tauglichkeit für die Zukunft. Dafür hatte es zu lange gedauert. Es herrschte geschäftige Stille, nur die Gemüsestückchen erzeugten beim Auffallen gegen die Gefäßwand ein dumpfes kleines Geräusch. Unterhaltungen mit dem Nebenmann wurden von der Allgemeinheit nicht geduldet; die Arbeit, die im Gruppenakkord zu leisten war, litt darunter. Ein Witz dagegen durfte schon mal gerissen werden. Man schabte und schälte, als hätte man nie etwas anderes getan, als würde es auch nie etwas anderes geben. Ob sich die Lagertore wohl je wieder öffnen würden? Keiner konnte sich das mehr vorstellen. Verfluchter Stacheldraht!

Vielleicht zum letzten Mal die Stickluft' der Baracke geatmet. ... Heiß wie in einer Kochkiste ist es herinnen. Türen und Fenster sind tagsüber fest verschlossen, damit nicht neue Hitze von draußen eindringt. Im Halbdunkel des langen Raumes zeichnen sich die schwitzenden Leiber der Kameraden ab, die an kleinen selbstgezimmerten Tischchen hocken oder auf den Pritschen herumliegen. Man liest, legt Patienzen oder döst vor sich hin. Einer stopft Socken. Irgendwo wird Klavier geübt, immer wieder dieselben Läufe, stundenlang. Vom Strohdach kommt in großen Spiralen ein Halm heruntergesegelt. Jemand bringt die englische Zeitung. Die Nachrichten werden gierig gelesen und dann gründlich mit dem Bettnachbarn durchgesprochen. „In vier Wochen werden wir klarer sehen“, vertröstet man sich von Monat zu Monat. Fliegen-schmeiß umschwirrt die hässlichen, langen Drähte, an denen nachts die Moskitonetze hängen. Man macht einen matten Versuch, seine Gedanken in eine erfreuliche Richtung zu lenken - vergeblich, sie kehren nach einigen Kreisläufen an den Ausgangspunkt zurück. Resigniert überlässt man sich dem alten Dämmern.

„Mensch, hab' ich die Scheiße satt!“ schreit einer durch den Raum. Ja, ja, - satt haben wir's alle. Wer hat es nicht satt, immer wieder dieselben Gesichter um sich zu sehen, auch wenn man die Betreffenden noch so sehr schätzt? Wem hängt das ewige Einerlei von Morgenappell und Abendappell, von links 'ne Pritsche, rechts 'ne Pritsche, von Einheitsfutter aus Einheitstellern vom Einheitsstisch nicht längst zum Hals heraus?

Heute weiß man genau, was morgen geschieht, und was morgen geschieht, das wiederholt sich im nächsten Jahr, im übernächsten. ...

Aber ist das, was im Lager passiert, überhaupt ein Geschehen zu nennen? Ist die Zeit nicht entleert? Sie zeitigt ja keine echte Veränderung, vermittelt kein Erleben; es ereignet sich nichts. Und doch rinnt auch die leere Zeit, verschlingt Jahr um Jahr, und da sie unbefristet ist, setzt sie ihre Opfer der zusätzlichen Pein der Ungewissheit aus. Der Zuchthäusler, der seine zudikierte Strafe absitzt, kennt wenigstens die Länge seiner Kerkerfrist und kann - wäre sie auch noch so lang - vom Augenblick, da er seine Zelle betritt, mit dem Abstreichen der Tage beginnen. Wer von uns aber wusste zu sagen, wie lange die Gefangenschaft noch dauern würde?

Vor mehr als vier Jahren, als ich eingeliefert wurde, bekam ich eine Nummer. Seitdem bin ich 1775. Sie steht auf meinen Sachen und wird in der Liste des Kommandanten geführt. Einige tausend Male wurde diese Zahl bei Appellen aufgerufen. Dann habe ich jedes Mal „Hier!“ gebrüllt und bin drei Schritte vorgetreten. Solange meine Nummer in der langen Kolonne des Lagerbuches erscheint, ist alles in Ordnung: Idi bin ein „bloody interneer“ (verdammter Internierter), die Gesamtzahl stimmt, der Kommandant ist zufrieden. Wird es nun dem Zahlenpaar 1775 und 55826 - das ist die Nummer von Have - glücken, unter Störung dieser Ordnung sich endgültig in der Stammliste zu löschen?

Morgen um diese Zeit ist die kritische Stunde am Zaun. Dann holen uns entweder die Dämonen wieder in ihre Vorhalle zurück, oder es führen die Götter uns in die goldene Freiheit hinaus.

Es fiel mir nicht leicht, in der Nacht vor dem entscheidenden Tage den Schlaf zu finden, - immerhin war es meine erste Flucht, die jetzt bevorstand. Nun, da sie sich ereignen sollte, befielen mich im letzten Augenblick Unruhe und Zweifel. Wozu das Schicksal herausfordern, sich willentlich der Gefahr aussetzen? Weihalb sich hetzen und wie ein Verbrecher jagen lassen, warum Entbehrungen auf sich nehmen? Im Lager war man doch so sicher aufgehoben. Man war leidlich an den Trott gewöhnt, in einen festen Rahmen gestellt, für das Notdürftigste

wurde gesorgt; ich hatte meine Beschäftigung und meine Freunde.

Für jeden Einsichtigen war es doch klar, dass unser Vorhaben, von dem sich nicht ein einziger Schritt vorausberechnen ließ, scheitern musste. Schon am Zaun konnte es enden oder an der nächsten Straßenkreuzung, nach wenigen Stunden, spätestens in Tagen.

Gut, Have würde mitgehen, aber selbst ihn haben sie ja immer wieder eingebracht. Und war er nicht in einer ganz gefährlichen Stimmung diesmal, nach dem Tode von Hülsen? Mich hatte es schon mehrfach mit geheimem Grauen berührt, als ich eine bewusste Herausforderung der Gefahr an ihm wahrte. In seiner jetzigen Gemütsverfassung war ihm alles ganz gleich. Wie ein Spieler in seiner Verzweiflung setzte er alles auf eine Karte. Er würde zu viel riskieren. War es nicht Wahnsinn, hier mitzuhalten? Wer kann es sagen? Wenn ich allein gewesen wäre, keiner um meinen Vorsatz gewusst hätte - vielleicht hätte ich gekniffen. Aber da waren Harrer und Have, vor denen ich mich schämte, und alle die anderen, die tapfer waren, denen ich nicht nachstehen wollte. Ich hatte mich nach außen festgelegt; das wirkte jetzt als Sicherung gegen die Versuchung eines Widerrufs.

Um mich her schiefen die Kameraden; sie lagen unter ihren viereckigen Moskitonetzen, die in der Dunkelheit wie große, auf die Pritschen aufgesetzte Kasten erschienen. Ein jeder umschloss ein Leben, das auf unbestimmte Zeit der Verkümmern preisgegeben war, das an dem Daseinsschwund, dem Abgeschlossenheit und einer falschen Geborgenheit litt, während sich die Welt draußen in gräßlichem Aufruhr befand. Hier wälzten sie sich unruhig im Schlaf und nahmen durch ungezählte Nächte ihr Leid, das wie ein dauerndes, leises Weinen war, in ihre argen Träume hinüber.

Links von mir auf der Pritsche rief der Schläfer im Traum, vielleicht einen Namen, den Namen einer Frau, wendete sich, seine Stimme, unverständlicher werdend, stammelte etwas, und er schlief nach einem kleinen Seufzer weiter. ...

Da war noch ein wichtiger Punkt, über den ich mit mir nicht im reinen war. Wie würde ich mich wohl angesichts der Gefahr verhalten? Man konnte so etwas im Vorhinein nicht wissen. Ich besaß noch keine Erfah-

rung im Umgang mit ihr. Have hatte mir erzählt, dass ein indischer Verfolgertrupp aus großer Nähe auf ihn geschossen hätte, er aber weitergelaufen und entkommen sei. Brächte ich die gleiche Bravour auf? Was aber, wenn nicht? Es wäre nicht auszudenken!

Zum Pokern hätte ich lieber gehen sollen, zu einer späten Partie in die Kantine, statt mir durch frühes Zubettgehen Zeit zum Nervenkrieg gegen mich selbst zu lassen. ... Guter Einfall: jetzt noch ein Spielchen mitmachen, um auf andere Gedanken zu kommen. Ich kroch aus dem Moskitonetz, stand leise auf und schlich aus der Baracke.

In der Kantine war es dunkel; die Spieler waren fort. Langsam ging ich zurück. Von fern heulten die Schakale. ... Nichts konnte mich so deprimieren, schon von Anbeginn, wie der Anblick des nächtlichen Lagers. Wenn man allein zwischen den dunklen Baracken stand, in denen man die vielen schlafenden Gefangenen wusste, das grelle Licht in den Gängen der Wachen sah, ihre fremden Stimmen hörte, die Fremdheit der indischen Erde spürte und selbst vom Himmel fremde Sternbilder funkelten, dann mochte einen die Wehmut fast überwältigen.

Und da wage ich die Richtigkeit meines Entschlusses zu bezweifeln? Es ist höchste Zeit, dass er verwirklicht wird! Nicht nur von dem unerfreulichen Ort, ich muss mich auch von den eingefahrenen Bahnen losreißen. Mir könnte sonst die Anpassung noch gelingen. Habe ich mir doch schon eine Philosophie zurechtgelegt, die dem Sinnlosen einen Sinn verleihen soll aber sie ist ein Truggebilde. Ich gehe Studien nach, gebe vor, sie um ihrer selbst willen zu betreiben aber es ist nicht die Wahrheit; ich tue es nur, um einen Abgrund zu verdecken, den immer weiter sich öffnenden Abgrund der toten Zeit.

Was fruchtet jetzt noch grübelndes Abwägen? Von Anfang an stand fest, dass Nachdenken über den Fluchtentschluss in Widersprüche verwickelt. Längst habe ich begriffen, dass zuweilen das Unverständige gerade deshalb getan werden muss, weil es das Vernünftige ist. Der Versuch soll entscheiden.

Der entschlossene Versuch.

Morgen.

Solidarität und Erfolg

Als klar wird, dass ein gemeinsamer Ausbruch für alle Vorteile bietet, plant man die Ausbruchsphase gemeinsam. "Ungelöst war noch das Problem des Herauskommens aus dem Lager. Die Flucht während eines Spazierganges schalteten wir von vornherein aus. Das hätte einen Parolebruch bedeutet, und im Falle des Nichtgelingens langjährige Haft oder Zwangsarbeit nach sich gezogen. Zunächst dachten wir daran, in der Nacht zu fliehen. Der Kommandant war für die Bewachung des Lagers nach Sonnenuntergang nicht verantwortlich, nahm daher auch eine nächtliche Flucht nicht besonders tragisch. Floh aber jemand bei Tag, gab es oft monatelang für die Internierten Ausgangsbeschränkungen und andere, fühlbare Vergeltungsmaßnahmen. Ganze Nächte beobachteten wir den Stand der Posten, ihre Gepflogenheiten und Bewegungen, ihre Ablösung und den automatischen Lichtwechsel der Scheinwerferlampen."

Die Gefangenen durften auf sogenannte Paroleausflüge gehen, wenn sie zuvor einen Zettel unterschrieben, dass sie außerhalb des Lagers mit niemandem sprechen würden, keine Verkehrsmittel verwendeten und keinen Fluchtversuch unternehmen würden. Man respektierte die Fairness der Engländer und hielt sich an das Abkommen, nutzte jedoch die Ausflüge, um zu trainieren, die Gegend für die ersten Marschtage möglichst gut kennenzulernen, um Ausrüstung herauszuschmuggeln und Depots anzulegen.

Ein deutscher Arzt im Lager besorgte Arzneien, ein Handwerker fabrizierte einen langen Dolch aus einer alten Autofeder, ein Pater, der bei den Tibetern missioniert hatte, informierte über Gebräuche und Sprache der Tibeter und zeichnete Karten. Aufschnaiter und Harrer besaßen noch die Expeditionsbücher und Karten der Nanga-Parbat-Expedition und nutzten sie zur genauen Planung der Fluchtroute.

Eine Gruppe bestand aus Rolf Magener und Heins von Have, eine weitere aus Peter Aufschnaiter und dem Salzburger Bruno Treipel, die dritte aus Hans "Hanne" Kopp und Friedel Sattler; Heinrich Harrer ging

allein. Als Ausbruchszeit legten sie Ende April fest. Sie wollten das Lager als Reparaturkolonne verlassen. Harrer und Kopp schnitten 30 Meter Stacheldraht aus dem Zaun, wickelten ihn auf eine Rolle und stellten sich aus Bambus eine Leiter her. Ein Schneider hatte die Ausbrecher kostümiert: Magener und von Have sprachen ein ausgezeichnetes Oxford-Englisch und wurden als englische Offiziere ausgestattet. Sie trugen eine Mischung aus entwendeten und selbstgeschneiderten Uniformteilen inklusive Offiziersstöckchen und Blaupausen des Lagers, die anderen gingen als indische Kulis.

Je näher der Fluchtzeitpunkt rückte, desto größer wurden die Ängste: "Was fruchtet jetzt noch grübelndes Abwägen? Von Anfang an stand fest, dass Nachdenken über den Fluchtentschluss in Widersprüche verwickelt. Längst habe ich begriffen, dass zuweilen das Unverständige gerade deshalb getan werden muss, weil es das Vernünftige ist. Der Versuch soll entscheiden. Der entschlossene Versuch. Morgen."

Zwei Offiziere und fünf Inder?

Während der größten Hitze und der Mittagsruhe, gegen zwei Uhr am 29. April 1944, war es soweit. "Ein letzter Blick in den Spiegel: Ein Inder, wie er leibt und lebt, sah mich an. Eine zerrissene Pyjamahose, ein schmutziges, ölbeflecktes Hemd, ein vorschriftsmäßig gebundener grau-weißer Turban, die Haut mit einer Permanganlösung braungefärbt, das Weiß der Augen durch Augentropfen bläulich getrübt und ein langer Schnurrbart, in langen Spitzen endend - das war meine vorzügliche Tarnung."

Frech durchschritten zwei englische Offiziere mit fünf indischen Kulis das Lagertor, bepackt mit Leiter und Stacheldraht, Pinsel und Teertöpfen, in denen sich Teile des Gepäcks befanden. Niemand hielt sie auf. Kaum außer Sichtweite, entledigten sie sich der Tarnung und spurteten zu ihrem versteckten Gepäck. Harrer, Magener und von Have trennten sich nach kurzer Zeit. Harrer marschierte allein Richtung Tibet, Rolf Magener und Heins von Have, wollten mit der Bahn zur Burmafront und dann nach Japan. Die vier übrigen wollten gemeinsam nach Tibet: Aufschnaiter (damals bereits über

vierzig) und Treipel trailten, dann folgten Kopp und Sattler. Schon auf den ersten Kilometern hatte Sattler Schwierigkeiten, sprach von einem Krampf in den Beinen. "Trotz meiner vielen Übungsmärsche vom Lager aus fehlten mir Ausdauer und der lange Atem der Bergsteiger." Kopp war da anderer Meinung: "Wie sich dann später herausstellte, war sein Versagen darauf zurückzuführen, dass er nie genügend trainiert hatte. Während wir mit schwer beladenen Rucksäcken voll Steinen die Berge hinauf- und hinuntergestiegen waren, um uns zu üben, hatte er, an einem Lagerfeuer im Tal sitzend, unseren Anstrengungen zugeschaut."

Sie marschierten nur nachts. In zwei Wochen sollte der Weg zur tibetischen Grenze zurückgelegt werden, der Proviant war genau eingeteilt. Tags wurden Ausrüstung, Schuhe und Kleidung repariert und verbessert oder es wurde geschlafen, immer in der Angst, entdeckt zu werden. Die nächtlichen Märsche boten genug Gefahren: Begegnungen mit Bären, die Entdeckung, daß man sein Lager neben dem Loch einer Kobra aufgeschlagen hat, Stürze im Dunkeln an gefährlichen Hängen, Schluchtüberquerungen an einem Drahtseil hängend, das Durchwaten von Bächen auf glitschigen Felsen - alles im Dunkeln.

Dörfer wurden heimlich durchquert: "Lange vorher lagen wir auf der Lauer und warteten ab, bis der letzte Schein eines Feuers oder einer Laterne verlöscht. Bei solchen Gelegenheiten tauschten wir unsere benagelten Bergschuhe gegen leichte Turnschuhe aus und versäumten nie, vorher unsere Feldflaschen zu entleeren, um zu vermeiden, daß das Glucksen des Wassers einen Dorfbewohner aufweckte."

Heinrich "Heini" Harrer trifft nach einigen Tagen wieder auf die anderen: "Sein unermesslicher Ehrgeiz wollte es nicht zulassen, dass wir unter Umständen vor ihm die Grenze erreichten. So war er die beiden letzten Tage und Nächte ununterbrochen auf den Füßen gewesen. Nie mehr hat er uns ganz verzeihen können, dass wir ihm voraus waren." Harrer hatte eine andere Route nehmen wollen, sich aber verlaufen und fand erst nach Tagen zur ersten Route zurück.

Sattlers Rückkehr

Sattlers Zustand verschlechterte sich, etwa eine Woche hielt er mühsam mit, war immer der Letzte. In Nelang (3.410 m) bleibt er schließlich zurück. Er hat Dysenterie und leidet zunehmend an der Höhenkrankheit. Er verbarg seine Krankheit, so gut es ging, dann kümmerte sich Aufschnaiter um ihn. Fünf Tage lagerten sie dort, doch Sattler entschloss sich zur Umkehr, überließ sein Zelt, einen Teil seines Geldes und überflüssige Ausrüstung den Freunden. Kopp schilderte die Stimmung: "Die Gesichter waren verdrießlich und es schien, als ob der 'Deserteur' die anderen angesteckt habe." und "Sein Ausscheiden war zu verschmerzen, aber da er sein Geld wieder zurückbekommen musste, gab das ein empfindliches Loch in unserer gemeinsamen Kasse." Harrer berichtete: "Sattler bekam leider einen Anfall von Bergkrankheit, er fühlte sich elend und den Strapazen nicht mehr gewachsen. Er entschloss sich zur Rückkehr, versprach aber, sich erst nach zwei Tagen zu melden, um uns nicht zu gefährden."

In Tibet

Am 17. Mai 1944 erreichten die vier Flüchtenden den Grenzpass Tsangtschok-La (5.030 m). Die tibetischen Bevölkerung reagierte überwiegend mit Nichtbeachtung, Abweisung, Aggression. Man wollte sie nicht im Land haben, ergriff aber auch keine Maßnahmen, sie mit Gewalt abzuschieben. Zu hohen Preisen erhielten sie ranzige Butter und madiges Fleisch und erst, als sie versprachen, sich wieder Richtung Indien, nach Schangtse zu wenden, stellte ihnen der Gouverneur von Tsaparang vier Tragesel zur Verfügung und lässt sie ziehen: "Anfangs wunderten wir uns, dass man uns ohne jede Bewachung, nur in Begleitung eines Eselstreibers, wegziehen ließ. Wir kamen aber bald darauf, dass die in Tibet übliche die einfachste Überwachungsmethode der Welt ist, nämlich den Lebensmittelverkauf an Fremde nur gegen einen Erlaubnisschein zu gestatten." So landeten sie am 9. Juni wieder in Indien, diesmal am Schipki-Pass. Treipl sah sein Ziel, Japan, in immer größere Ferne rücken, hatte genug von Tibet und kehrte freiwillig ins Lager zurück. Aufschnaiter begleitete ihn ein Stück und schlug sich dann wieder nach Tibet durch, während Harrer und Kopp gemeinsam durch ein Seitental Richtung Tibet wanderten.

Kopp und Krämer hatten bereits im Vorjahr ähnliche Erfahrungen gemacht. Seit Tagen waren sie schon hungrig marschiert und trafen dann auf Menschen: "Aber trotz unseres erbärmlichen Aussehens und des Hungers, der uns in den Augen geschrieben stand, ließen sie uns unbeachtet." Sie erhielten nicht einen Bissen, doch zeigte man ihnen bereitwillig den Weg zurück nach Indien. Die wochenlange Sorge um Nahrung, das Zwangsfasten und gleichzeitig lange Märsche belasteten nicht nur den Körper, sondern auch die geistige Verfassung. Kopp erinnert sich: "Zu reden gab es auch nichts mehr, wo es kaum etwas zu hoffen gab. Nur ein einziges Mal handelten wir zusammen. Das war, als dicht vor uns ein Tier, ich glaube, ein Hamster, vorüberhuschte und unter einem flachen Stein Zuflucht suchte. Wir stürzten zu der Stelle hin, hoben einen mächtigen Steinbrocken auf, schmetterten ihn mehrmals auf die Deckung unserer Beute, rissen das halbzerquetschte Tier aus der Erde und verschlangen gierig das rohe Fleisch. So seltsam das auch in den Ohren derer klingen wird, die nie erfahren haben, wohin der Hunger einen Menschen bringen kann - seit jener blutigen Mahlzeit fürchteten wir einander. Niemals in jenen grauvollen Tagen marschierte einer vor dem anderen. Es war unerträglich, den "Feind" im Rücken zu wissen oder ihm durch Voraustritt irgendeine größere Chance einzuräumen. Schweigend taumelten wir nebeneinander her, immer auf der Lauer, das Messer griffbereit. Eine unbekannte Verwirrung bemächtigte sich unserer Gehirne. Das Zeitgefühl war erloschen, der Wahnsinn näher, als wir ahnten, und die Hoffnung auf Rettung ein Phantom." Was Wunder, daß Krämer diesmal nicht mehr mitmachen wollte.

Eine Pille gegen jedes Übel

Kopp und Krämer gaben sich häufig als Ärzte aus, ebenso wie Harrer und Aufschnaiter ein Jahr später. Zur Legitimation genügte der Anblick der mitgebrachten Medikamente und Instrumente. Das Vertrauen der Bevölkerung ließ sich so rasch gewinnen, viele wollten behandelt werden. Sie erhielten kaum Geld, doch Nahrungsmittel und Unterkunft. "Besonders ein koloriertes anatomisches Bild des menschlichen Körpers erregte gewaltiges Aufsehen. Um einer Verschwendung unserer kostbaren Medizin zu steuern, hatten wir uns selbst Mittel-

chen aus einem Mehlbrei bereitet, dem wir durch Atebrin und Salz Geschmack und mit Permanganat Farbe verliehen. Diesen schönen Brei rollten wir dünn aus und schnitten daraus Tabletten, die vorsichtig an der Sonne getrocknet wurden. Dann füllten wir unsere Wundertabletten in Original-Bayer-Ampullen, damit auch niemand auf den Gedanken kommen könnte, uns für Schwindler zu halten. ... Da wir kein ausgesprochenes Rheumamittel mit uns führten, kamen wir auf den Gedanken, Butter abzukochen und mit Hilfe einer Tablette Pronto-sil zu tönen. Die fette Soße gossen wir in eine bunte Leukoplastdose und ließen sie dort erstarren. Mit diesem Balsam massierten wir die schmerzenden Glieder kräftig. Der Erfolg war erstaunlich, denn schon nach einigen Behandlungen mit der Wundersalbe fühlten sich die Patienten bedeutend besser und bezahlten uns gern mit Butter-, Zamba- und Weizengaben."

Die Stimmung ist auf dem Nullpunkt

Am 24. Juni trafen Kopp und Harrer in Tibet wieder auf Aufschnaiter, doch während Kopp sich freute, war Harrer misstrauisch und wollte zuerst nicht mit Aufschnaiter zusammen weiterziehen. Harrer dagegen betonte in seinem Buch, dass Aufschnaiter nicht mit ihnen weiterziehen wollte. Und obwohl sich die beiden nicht sehr zugetan sind, werden sie mehrere Jahre mehr oder weniger gemeinsam in Tibet verbringen. Bei Harrer werden Konflikte nicht thematisiert: Wo er im Landschaftlichen schwelgt, beschreibt Kopp Details im Zwischenmenschlichen. Wenn sich Harrer auf ein allgemeines "wir" zurückzieht, nennt Kopp Namen, legt den Finger auf offene Wunden, auf eigene Unzulänglichkeiten, nennt Disharmonien, Ängste und Missgeschicke beim Namen. Harrer schönt an diesen Stellen, schweigt oder wird doppeldeutig, überspielt Missverständnisse und Streit. Während er sagt: "...Aufschnaiter und Treipel waren etwas zurückgeblieben, Kopp und ich bildeten die Vorhut ...", heißt das bei Kopp: "Leider war es in diesen Tagen dann und wann zu kleinen Misshelligkeiten gekommen, so dass Harrer, als Aufschnaiter und Treipel am nächsten Morgen mit Kochen und Packen nicht rechtzeitig fertig wurden, sich dafür entschied, nicht länger auf sie zu warten."

In Gartok erhielten unsere drei Reisenden erstmals einen Reisepass für Tibet, der die einzelnen Stationen ihrer Reise auswies

und für die Ausreise nach Nepal galt. Alle drei schworen, sich daran zu halten und brachen am 13. Juli auf. Mehrere Wochen waren sie nun unterwegs mit Norbu, ihrem tibetischen Begleiter und Aufpasser. Ihr Pass war gültig bis Gyabnak. Im nächsten Ort, in Tradün, wandten sie sich an den örtlichen Bönpo, den höchsten Beamten und handelten um die Erlaubnis, nach Lhasa ziehen zu dürfen. Sie erfuhren weder Ablehnung noch Zusage und durften einen Brief nach Lhasa schreiben, um ihr Anliegen vorzubringen. Sie erhielten eine Unterkunft, reichlich Lebensmittel und eine gewisse Bewegungsfreiheit. Aus Tagen wurden Wochen, aus Wochen Monate. Aufschnaiter hatte mittlerweile fast sein ganzes Geld verbraucht. Er kaufte sich von seinem letzten Geld einige Lastschafe und wollte mit ihnen ins Landesinnere ziehen. Doch schon in der ersten Nacht wurden bis auf eines alle von Wölfen gerissen.

Als nach drei Monaten die Antwort eintraf, hatte sich Kopp bereits verabschiedet und war unterwegs nach Nepal. Harrer, der noch über genügend Geld verfügte, blieb mit dem erfahrenen und sprachkundigen Aufschnaiter zurück: "Harrer besaß jedoch bedeutend mehr als ich, und er bot mir an, gemeinsam zu wirtschaften. Ein kleines Einkommen hatten wir aus unserer ärztlichen Tätigkeit, wobei es allerdings keine sensationellen Erfolge zu verzeichnen gab."

Warten auf die Gunst des Schicksals

Das Schreiben gab ihnen immerhin die Erlaubnis, noch bis in den Ort Kyirong zu ziehen, nur acht Kilometer von der nepalischen Grenze entfernt. Das nutzten die beiden aus und blieben zehn Monate in Kyirong: "Einen guten Teil unserer Zeit und Energie verwendeten wir für die Beschaffung von Lebensmitteln zu optimal ausgehandelten Preisen und fürs Kochen. Ich muss sagen, dass ich eine solche Existenz gar nicht so unbefriedigend fand. Wir überlegten uns manchmal, wie wir hier einige Jahre verbringen könnten. Für jemanden, der in einer voll ausgefüllten Arbeit drinsteckt, wäre ein solches Dasein wahrscheinlich unvorstellbar gewesen und wäre als Abstieg angesehen worden, für uns jedoch war es besser, zumindest in dieser Weise zu existieren, statt über kommende Höllen brütend vor sich hinzustieren."

Harrer und Aufschnaiter legten sich während ihrer Zeit in Kyirong ein Depot außerhalb des Ortes an, um für eine eventuelle Flucht im Falle einer plötzlichen Ausweisung gerüstet zu sein, denn sie wollten keinesfalls nach Nepal. Nachts stahlen sie sich, als "Tote" verkleidet, aus dem Dorf, denn die Einheimischen hatten Angst vor in der Nacht umherirrenden Gespenstern, und ergänzten ihr Depot.

Über Nepal zurück ins Lager

Kopp war die Warterei zu lang geworden. Er zog am 22. November 1944 über Mustang nach Nepal. Bis nach Pokhara kam er gut, ab dort erhielt er eine militärische Eskorte und Mitte Dezember erreichte er Kathmandu. Hier waren überall Engländer und trotz der offiziellen Neutralität Nepals wurde seinem Wunsch nach Asyl nicht entsprochen. Das entsprach einer Auslieferung. Am fünften Tag seiner Ankunft in Kathmandu empfingen ihn Maharadscha und Premierminister, bestätigten ihm aber nochmals die Ablehnung seines Asylantrages aus politischen Gründen. Am 25. Dezember wurde er wieder in Dehra-Dun eingeliefert. Im April 1945 wurde er dann zusammen mit allen, die bisher einen Ausbruchversuch unternommen hatten, strafverlegt in das Lager Deoli, etwa neunzig Kilometer entfernt von Kotta. Alle Vergünstigungen, die es in Dehra-Dun gegeben hatte, fielen weg, eine erneute Flucht erschwert. Ende 1945 wurde das Lager aufgelöst.

In Lhasa

Nach zehn Monaten wurden Harrer und Aufschnaiter in Kyirong zur Weiterreise gedrängt; illegal brachen sie Richtung Lhasa auf. Sie erreichten Lhasa erst zwei Jahre nach ihrem Ausbruch aus dem Lager. 65 Pässe zwischen 5.000 und 6.000 Metern Höhe hatten sie in dieser Zeit überquert. Die eigentliche Reise und Flucht war damit abgeschlossen, denn in Tibet verbrachten Aufschnaiter und Harrer die nächsten Jahre und betrachten es als zweite Heimat.

Anmerkung

Wikipedialinks:

http://de.wikipedia.org/wiki/Heinrich_Harrer

http://de.wikipedia.org/wiki/Peter_Aufschnaiter

Die Flucht von Magener und Have nach Burma

Magener und Have setzten auf Bluff und Menschenkenntnis statt auf Kondition und Ausdauer. Sie wollten, nachdem sich die ersten Aufregungen infolge ihrer Flucht gelegt hatten, als Engländer auftreten und die offiziellen Verkehrsmittel benutzen. Sie wirkten britisch, trugen Militär-Khaki, beherrschten die Sprache vorzüglich und hatten sich Soldbücher von zwei Soldaten gestohlen und präpariert. Aus englischen Gesellschaftsblättern hatten sie sich eine Legende zusammengebastelt, Namen von Truppenteilen und Offizieren auswendig gelernt. Sechs Tage versteckten sie sich in den Bergen und wagten sich dann zurück in die Ebene. 2.300 Kilometer lagen vor ihnen bis nach Burma.

Sie unterhielten sich ständig nur auf Englisch, um gar nicht erst in einer zweiten Sprache zu denken. An ihrer Militär-Khaki-Kleidung hatten sie keine Rangabzeichen. Sie rechneten einfach damit, dass jeder annahm, sie seien vom Militär. Andererseits hätte diese Kleidung aber auch jeder Zivilist tragen können. Ebenso hielten sie es mit ihren gestohlenen Papieren: Sie würden sie gegenüber Zivilpersonen benutzen, nicht aber bei Kontrollen durch die Militärpolizei, um nach einer eventuellen Gefangennahme nicht zusätzliche Strafen für die Benutzung militärischer Abzeichen und Papiere zu erhalten.

Diese Methode funktionierte gut: mit dem Bus nach Saharanpur, mit dem Zug über Lucknow nach Kalkutta, auf der Straße, in Restaurants und Bahnhofshallen - nirgends fielen sie auf. Mit Glück rutschten sie durch eine stichprobenartige Kontrolle der Militärpolizei. Problematisch war allerdings die Übernachtung in der Großstadt: Die großen Hotels waren für Militärs reserviert; diese zu benutzen, fehlten ihnen die geeigneten Papiere. Die Hotels der Einheimischen wurden besonders intensiv von der Polizei kontrolliert, kamen also auch nicht in Frage. Schließlich landeten sie im YMCA, das zwar auch nur Inder beherbergte, aber keine Papiere verlangte. Mit dem Zug ging es weiter nach Goalanda Chat, dann mit dem Schiff nach Chandpur, alles ohne eine Kontrolle. Die erfolgte erst beim Verlassen des Schiffes: Alle Militärpersonen sollten an Bord bleiben. Have und Magener gehen selbstsi-

cher auf die Militärpolizei zu und überzeugten diese durch Vorzeigen ihrer Zivilfahrkarten, dass sie nicht zum Militär gehörten: "Das war wieder so ein Streich nach Haves Geschmack. Er konnte dem Reiz der Lage nicht widerstehen ... Furchtlos, und ohne Nerven, mit einem unfehlbaren Instinkt für das gerade noch Mögliche, stand er immer über der Situation. Niemals habe ich ihn aufgeregt gesehen ... Hinterher sahen seine Abenteuer immer so aus, als habe er sie vorher genau durchkalkuliert."

Nun stiegen sie um auf die Bahn nach Chittagong, mieteten dort einen einheimischen Führer, der sie auf seinem Sampan bis Cox´ Bazar ruderte, drei Tage und Nächte versteckt unter dessen Palmendach. Von dort schlugen sie sich nur noch des nachts durch, auf und neben den Straßen durch den Dschungel. Mehrmals liefen sie in den dunklen Nächten in Militärlager, durchquerten sie aber ohne aufzufallen. Immer wieder fanden sie sich in den gefährlichsten Lagen, vertrauten auf ihre Intuition, handelten, ohne zu planen, verließen sich auf ihr Gefühl. Zu vieles geschah zu plötzlich: Da wurden sie in der Nacht mehrfach mit einem "Stop" angerufen, hörten das Klicken der Gewehrsicherung in ihrem Rücken und gingen dennoch weiter - niemand schoss, niemand kam ihnen nach. Einen anderen Posten, der es wagte, sie nach ihren Papieren zu fragen, schüchterten sie dermaßen ein, dass der nur noch Entschuldigungen stammeln konnte. Dann wollten sie einen Gurka-Posten umgehen, indem sie einen Hügel erkletterten. In der Mitte des Hangs lösten sich einige Felsbrocken unter ihren Füßen, der Posten guckte nach oben, die beiden winkten kräftig mit ihren Tropenhelmen, der Posten grüßte zurück und alle waren zufrieden.

"Das Ungewisse, das Unbekannte war zu unserem eigentlichen Lebenselement geworden. Nirgends fanden wir sicheren Halt, nirgends eine verlässliche Größe, mit der wir rechnen konnte. Nur selten wussten wir genau, wo wir waren, und selbst dann, wenn wir eine bestimmte Örtlichkeit ausgemacht hatten, blieb uns unsere Lage in Bezug auf unser Endziel unklar, denn wo dieses sich befand, konnten wir ja noch gar nicht angeben. ... Die Ereignisse waren auf

wenige atemraubende Augenblicke zusammengedrängt, auf aller kleinste Zeiteinheiten, zwischen denen lange, qualvolle Pausen, große, leere Zwischenräume lagen. ... Jeder Augenblick konnte den ganzen Mann erfordern. Mit dieser Umstellung ging auch die Führung vom Verstand auf den Instinkt über; wir überließen uns unbewussten Reaktionen und Reflexbewegungen. Weil ununterbrochen neue Ereignisse auf uns einströmten, wären wir ihnen alsbald nicht gewachsen gewesen, hätte nicht unsere eigene Natur durch einen Entlastungsmechanismus Abhilfe geschaffen. Er bestand einmal darin, dass das soeben Erlebte weit in die Vergangenheit zurückgestoßen wurde, beklemmende Eindrücke also ihre lähmende Nachwirkung verloren. ... Wir waren noch keine zwanzig Schritte an den Straßenposten vorbei, da waren sie schon aus dem Sinn und vergessen. Und zum anderen wurden wir gegen Gefahren zusehends unempfindlicher; immer gefährlichere Begebenheiten kamen uns harmlos vor ..."

Ihr Weg führte sie durch Dschungel, Sümpfe, über Kanäle und Flüsse, bis sie am 31. Tag ihrer Flucht ahnungslos burmesischen Boden betraten. Japaner nahmen sie einige Kilometer hinter der Front gefangen. Die

Anmerkungen

Rolf Magener

1910 geboren. Magener hatte ein College in England besucht, war für seine Firma, die IG Farbenfabriken, bei der er auch eine kaufmännische Ausbildung abgeschlossen hatte, viel in London, Indien und anderen Ländern Asiens unterwegs gewesen, und sprach perfekt Englisch. Er promovierte am 14.7.1937 an der wirtschafts- und sozialwissenschaftlichen Fakultät in Frankfurt am Main in Betriebswirtschaft. Danach war er in Bombay tätig, bis er dort am 3. September 1939 verhaftet wurde und ins Lager Dehra Dun in Nord-Indien kam. Er entkam zusammen mit von Have, Harrer, Aufschnaiter, Sattler und Kopp am 29.04.1944 und schlug sich zusammen mit Have nach Burma durch, wo er sich in die Hände der Japaner begab. 1947 war er wieder in Deutschland und arbeitete dort für die BASF.

<http://www.mishalov.com/Magener.html>

Freude, es geschafft zu haben, verflieg bald, denn für die Japaner waren sie zunächst nichts anderes als englische Spione, und es dauerte Wochen, sie vom Gegenteil zu überzeugen: eine Zeit, die sie in bewachten Hütten, Gefängnis, Lager, Zuchthaus zubrachten. Diese Zeit war nicht weniger belastend als die Wochen zuvor: "Wir mussten uns daher, in dem Bewusstsein, dass das Samuraischwert noch immer über uns hing, in Lammsgeduld fassen - wir, die wir in Wahrheit keinen Funken Geduld mehr besaßen, vielmehr endlich die Früchte der Flucht genießen, uns bewegen, Leute sehen, Deutsche sprechen, kurz, wieder Menschen sein wollten." Doch weitere Wochen mit Vernehmungen im Hauptquartier der Kempetai schlossen sich an. Die Ernährung war dermaßen schlecht, dass ihnen büschelweise die Haare ausfielen, Schwerhörigkeit und Nervenschmerzen sich einstellten. Nach drei Monaten wurden sie der Presse vorgestellt, plötzlich, ohne Vorankündigung; man eröffnete ihnen, dass man ihnen nun glaubte, ohne den Umstand zu nennen, der den Gesinnungswechsel bewirkte, und schickte sie nach Tokio, endlich in die Freiheit. Leider teilt Magener nicht mit, wie sich die weitere Zukunft entwickelte.

Heins von Have

Etwa um 1910 geboren. Lebte bis zum Ausbruch des Krieges in Batavia und war dort als Kaufmann tätig, wurde von den Holländern interniert und vor der Landung der Japaner auf Java mit den anderen Deutschen aus Indonesien nach Britisch-Indien gebracht. Er hatte schon bei seiner Ankunft in Dehra-Dun den Ruf eines tollkühnen Ausbrechers. Zusammen mit dem Hamburger Hans Peter Hülsen unternahm er einen ersten Fluchtversuch, indem sie aus einem fahrenden Zug sprangen. Zunächst erfolgreich, wurden sie dennoch bald gefasst. Ein zweiter Fluchtversuch der beiden endete kurz vor dem Erreichen der burmesischen Grenze mit dem Tod des Hamburgers. Der dritte Fluchtversuch gelang am 29.04.1944 mit seinem Freund Magener sowie fünf andere. Nach 31 Tagen überschritten sie die Grenze nach Burma.

http://de.wikipedia.org/wiki/Heins_von_Have